



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

graphien auf starken Karton gespannt und zwischen die Textblätter gebunden. Das will uns heute nicht mehr gefallen. Weder paßt der Glanz der Photographie zum Buchdruck, noch der steife Karton zum Druckpapier. Dann kam der Lichtdruck und verdrängte nach und nach die Photographie. Schon das war ein großer Fortschritt. Neuerdings ist es nun gelungen, Bilder, und zwar nicht nur Zeichnungen oder einfarbige Malereien, sondern bunte Bilder, Delgemälde, unmittelbar auf eine Kupferplatte zu photographiren und in die Platte einzuzügen. Dieses Verfahren, Heliogravüre genannt, ist wohl das vollendetste, was sich in Wiedergabe von Bildern denken läßt, es fehlt eben nur die Farbe; und das beste: mit diesen Platten lassen sich nun die Bilder mitten in den Text hineindrucken, wie man im achtzehnten Jahrhundert Kupferstiche und Radirungen mitten in den Text druckte. Natürlich ist ein zweimaliger Druck dazu erforderlich und in beiden Fällen eine ganz außergewöhnliche Sorgfalt. Dies im Verein mit der teuren Herstellung der Kupferplatte macht das Verfahren ziemlich kostspielig. Dafür ist aber die Wirkung entzückend. Hanffstängel in München ist es, der dieses Verfahren in Deutschland zur höchsten Vollendung gebracht hat.

Ganz auf diese Weise hergestellt ist z. B. das Prachtwerk, welches, eben bei Hanffstängel, zur Erinnerung an die Jubiläumsausstellung in Berlin, erschienen ist, ein sehr teures Werk (84 Mark), das nur wenige imstande sein werden, sich anzuschaffen. In bescheidneren Grenzen (25 Mark) bewegt sich ein andres Werk, das uns recht eigentlich berufen scheint, diese neue Technik in weitere Kreise zu tragen: die im Amelangschen Verlage in Leipzig erschienene Prachtausgabe der köstlichen Eichendorff'schen Novelle: Aus dem Leben eines Taugenichts, mit achtunddreißig Heliogravüren nach Originalen von Ph. Grotjohann und E. Kanoldt geschmückt; Grotjohann hat die figürlichen, Kanoldt die landschaftlichen Darstellungen beigezeichnet. Wer Lust hat, sich ein „schönes Buch“ anzuschaffen oder einem andern eine Freude damit zu machen, der greife zu diesem Buche. Es ist, was das rein Technische betrifft, vielleicht das Schönste und Erfreulichste, was unsre Prachtwerksliteratur bisher geschaffen hat.

Literatur.

Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß. Stuttgart, Adolph Bonz und Comp., 1887.

Ein Buch über Schwaben ist überall willkommen; die große literarische Macht, die von Schwaben ausgegangen ist, hat es in den Augen der Nation erhöht. Schwäbische Poesie, schwäbische Philosophie, schwäbische Theologie sind durch eine Reihe erlauchter Geister beherrschend für unser geistiges Leben geworden. Wenn man von Schwaben spricht, denkt man an Schiller, Hölderlin, Uhland, an Schelling, Hegel und Strauß, an schwäbische Dorfgeschichten und schließlich auch an schwäbische Kunst. Darum war es ein glücklicher Gedanke, ein geographisches und historisches Bild dieses Landes zu versuchen. Aber von den zwei Männern, die sich zu diesem löblichen Thun vereinigt haben, zeigt sich einer, der Maler, oder besser der Zeichner, und nicht bloß dem Wesen seiner anschaulichen Kunst nach, dem Schriftsteller, der dessen zierlich in Holz geschnittene Bildchen mit einem begleitenden Text versehen hat, überlegen.

Robert Stieler ist ein vielseitiger, geschmackvoller Künstler. Auf meist sehr

engem Raume hat er seine zierlichen Skizzen entworfen. Es sind Stimmungsbilder von Landschaften bei Sonnenschein und Mondbeleuchtung, bei Regen und Schnee, er bringt Städteansichten, Burgen, Kirchen, Klöster und Schlösser, mit und ohne Staffage, er zeichnet mit sauberster Genauigkeit Architekturen, Innenansichten ebenso wie Veduten, weithin schauende Gebirgsketten. Das Blättern in diesem Buche ist ein wahres Vergnügen, wie durch ein umgekehrtes Opernglas sich man in zierlich verkleinertem Maßstabe das ganze schöne Land vor sich ausbreitet.

Die Aufgabe des Schriftstellers wäre es gewesen — so wie es die heutige Geographie fordert —, das Land in Beziehung zu seinen Bewohnern zu schildern, die irdischen Bedingungen der geistigen Entwicklung derselben aufzudecken. So hoch strebte jedoch der Autor nicht hinaus. Er hat sich mit einfachen Schilderungen der Landschaft begnügt, mit der allgemeinen Charakteristik der Bewohner; er hat archäologische und historische Notizen gesammelt, erzählt gelegentlich die Sagen und Märchen des Ortes, giebt nicht uninteressante Erklärungen zu einzelnen berühmten Bauwerken und weiß bei seiner reichen Kenntnis der einschlägigen poetischen und wissenschaftlichen Literatur seine Darstellung durch ein geschmackvolles Zitat von Versen oder Prosa zu beleben. So erfüllte er seinen Zweck, dem großen Publikum der Freunde und Verehrer des Landes ein freundschaftlicher Cicerone zu sein. Seine Darstellung beschränkt sich auf das politisch abgegrenzte Württemberg und zerfällt in sieben Kapitel. Die ersten drei behandeln: Land und Leute, Altertümer, Kunst. Die andern folgen den vier natürlichen Teilen des Landes: Schwarzwald, Schwäbische Alb, Oberschwaben, Neckarland.

Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung von Graf Leo Nikolaiewitsch Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern und Leipzig, Rud. Jennis Buchhandlung (H. Köhler), 1887.

Eine seltsam phantastische Dichtung: halb Legende, halb Behrgedicht; poetisch nicht minder wertvoll als ethisch; gesättigt vom Geiste der reinen evangelischen Lehre, erfüllt von einem religiösen Optimismus, der sich nicht in den Gedanken finden kann, daß diese Weltordnung eine andre als eine sittliche sein könne; schlicht und groß, realistisch und ideal zugleich; die Sprache verständlich für den gemeinen Mann aus dem Volke, denn an das Volk in seinen breitesten Schichten richtet Tolstoi diese seine dichterische Predigt, einen Unterricht zugleich und eine Tröstung. Zehn Verse aus dem Evangelium Johannis sind dem räumlich kleinen Werke — es umfaßt keine drei Druckbogen — als Motto vorgelegt, die alle den Gedanken variiren: „Wer nicht liebt, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“ (Joh. 4, 8.) Und der Gedanke, welcher hier bildlich zu Gemüte geführt werden soll, ist der: „Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe.“ Es ist bedeutsam für die optimistische Anschauung Tolstois, daß er die Dichtung nicht betitelt: „Wovon die Leute leben sollen,“ sondern als positive Thatsache seine Idee hinstellt: sie leben von der Liebe, sonst leben sie eben garnicht, sind tot. Das ist die Sprache des Mystikers.

Die Fabel ist kurz die: Der blutarme Schuster Simon kehrt mißmutig, weil ohne das erwartete Geld, an einem kalten Wintertage heim: mit einem kleinen Häuschchen hat er seinen innern Menschen erwärmt und aufgerichtet. Da sieht er bei einer verschlossenen Kapelle auf der Landstraße einen jungen Menschen farnacht, frierend und in sich gekauert sitzen. Das Mitleid überkommt ihn, er bedenkt gleichzeitig seine eigne Armut, dennoch siegt die edlere Regung, er tritt auf den Nackten zu, und obgleich dieser in Schweigen beharrt, zieht er den eignen Raftan aus und hüllt den Fremdling in das Gewand. Ein holder Zug im Gesichte des

Jünglings, die edle Körperbildung haben ihn eingenommen. Wie er nach Hause kommt, ergießt die Frau zunächst ein ganzes Hagelwetter von Entrüstungs- und Schimpfreden über den Mann und den überzähligen Miteßer. Doch bald siegt auch in ihr das Mitleid, und sie setzt dem ernstesten, schweigsamen Fremden ihr Abendbrot vor. Da lächelt er zum erstenmale. Von diesem Abend ab bleibt Michael — so heißt der Findling — im Hause des Schusters Simon. Die Gastfreundschaft vergift er durch fleißige Arbeit, nachdem er das Schuhemachen rasch gelernt hatte. Der gute Ruf des tüchtigen Schusters Simon ist von da ab im Zunehmen, und sein Dasein ist vor Not gesichert. Nur Michael bleibt immer still, verschlossen, ernst, und hat nicht einmal das Bedürfnis, auszugehen. Einmal kam ein reicher Kaufmann, prozig, roh, gebieterisch, und bestellte ein paar Kanonenstiefel vom besten Leder, die ein ganzes Jahr lang aushalten mußten, sonst würde er den Meister mit Prügeln traktiren. Michael allein hatte den Mut, diesen fatalen Auftrag zu übernehmen. Als er sich aber an die Arbeit machte, da schuf er statt der bestellten Kanonenstiefel ein paar Totenschuhe. Simon verwunderte sich darob, aber gleich erschien ein Bote vom Hause des Kaufmanns, der die Stiefel abbestellte und statt ihrer Totenschuhe machen hieß, denn eben sei der Herr gestorben. Mit scheuem Respekt sah von nun an Simon auf seinen verschlossenen Gesellen, der wieder einmal gelächelt hatte. Und wieder nach einigen Jahren kam eine schmucke Frau mit zwei kleinen, schönen Mädchen, deren eines hinkte, zum Schuster Simon, um für die Kinder Schuhe zu bestellen. Im Gespräch ergab es sich, daß es Zwillinge wären, und nicht leibliche Kinder der Frau, sondern Waisen, deren Mutter im Kindbett gestorben war, und die sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen hatte. Das eine Kind war lahm, weil die sterbende Mutter das schwache Beinchen wund gedrückt hatte. Bei dieser Erzählung lächelte Michael das drittemal in der ganzen langen Zeit seines Aufenthaltes, und seinen Gastfreunden schien es, als umgäbe ihn ein heller Lichtschein. Nun befragt, enthüllte er das Geheimnis seiner Existenz. Er sei ein Engel, der sich durch Ungehorsam gegen Gott die Strafe, als Mensch auf der Erde zu weilen, zugezogen habe. Er hatte den Auftrag, die Seele jener Böchnerin in den Himmel zu führen; das Mitleid mit den Zwillingen, die dann auf Erden verwaist blieben, verleitete ihn zum Ungehorsam. „Gott sagte zu mir [darnach]: Gehe hin und nimm die Seele der Böchnerin, und du wirst drei Worte kennen lernen. Du wirst erfahren, was in den Leuten lebt, was ihnen nicht gegeben ist und wovon sie leben. Und wenn du diese Worte erfahren hast, kannst du wieder in den Himmel zurückkehren.“ Und er erläutert schließlich die Ereignisse wie folgt: „Es war der Mutter nicht gegeben, zu wissen, was ihre Kinder zum Leben bedurften. Es war dem Reichen nicht gegeben, zu wissen, was er selber bedurfte, und kein Mensch weiß, ob er Stiefel oder vor Abend Totenschuhe brauchen werde. Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht weil ich für mich gesorgt hatte, sondern weil die Liebe im Herzen eines vorübergehenden Menschen und seiner Frau lebte, und sie Mitleid mit mir hatten und mich lieb gewannen. . . . Ich begriff, daß Gott nicht will, daß die Leute vereinzelt leben, und darum offenbarte er ihnen nicht, was ein jeder für sich selbst bedarf. . . . Jetzt habe ich begriffen, daß es den Leuten nur scheint, sie leben, weil sie für sich sorgen, in Wirklichkeit leben sie nur von der Liebe. Wer liebt, der ist in Gott, und Gott ist in ihm, denn Gott ist die Liebe.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.